Vergessene Lieder

Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Lyrik

Herausgegeben von

Gustav Schüler

Fritz Eckardt Verlag
Leipzig

Vergessene Lieder

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
in Stuttgart und Berlin

Gustav Schüler

Balladen
Geheftet M. 3.—, in Leinenband M. 4.—

Mitten in der Brandung. Gedichte
Kartoniert M. 3.50, in Lederband M. 5.—

Gottsucher-Lieder
Kartoniert M. 1.80, in Lederband M. 3.—

Auf den Strömen der Welt zu den Meeren Gottes. Gedichte
Geheftet M. 4.50, in Leinenband M. 5.50

Vergessene Lieder. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Lyrik. Herausgegeben von Gustav Schüler
Kartoniert M. 1.80, in Lederband M. 3.—

Vergessene Lieder

Ein Beitrag zur Geschichte
:: der deutschen Lyrik ::

Herausgegeben von

Gustav Schüler

Stuttgart und Berlin
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Einleitung.

Die Gedichte und Lieder, die ich in diesem Buch dem Gedächtnis der Nachwelt übergebe, sind außerhalb der Beetränder literarischer Zunft- und Berufsarbeit gewachsen, oder sie sind in abgeblühten, vergessenen Beeten, die den Gärtnern keine Neubestellung lohnten, stehen geblieben; oder ich fand sie in Gärten, deren Gärtner von dannen ging, — still, für immer von dannen ging.

Ich habe sie lieb, diese Gedichte und Lieder.

Ich möchte, daß sie auch andere lieb hätten, daß sie unverwelklich würden!

Rudolf Knussert.

Geboren am 24. Dezember 1863 in Neu-Ulm, lebt als Amtsrichter in Tittmoning, Bayern. Sein Bändchen „Lieder", erschienen 1896, ist seit 1900 vergriffen.

Schlummerlos.

Wo der lustige Walzer erklingt,
Schwebt ein Mädchen im Tanze sich wiegend;
Wo eine Lieb' ihr Schwanenlied singt,
Denk' ich ihrer, schlummerlos liegend.

Mir zu kürzen die langsame Zeit,
Zähl' ich die Schritte, die auf dem Balle
Heute sie tanzt an des Liebsten Seit'. —
Auf mein Herz ja treten sie alle.

Der Tau.

Es glänzt der Tau auf den Blumen allen,
Als wär' er des Nachts aus den Sternen gefallen.

Als wär' er geträufelt am Mondenstrahle
Herab in die stillen Erdentale.

Als wär' er, indem er niedergeregnet,
Manch einsam leuchtendem Blick begegnet —

Aus Seelen, die keinen Schlaf gefunden,
Und dennoch hofften in dunklen Stunden.

Ein Sonnenblick.

„Aus dem Wolkenbade komm' ich, Kind,"
Spricht die Sonne freundlich zu der Erde.
„Einen Spiegel borge mir geschwind,
Daß ich meiner Schönheit inne werde."

Einen Quell von Blumen eingesäumt
Oder auch wohl einen See; es schadet
Nichts, wenn drin ein Wasserröslein träumt
Oder sich ein schönes Mädchen badet.

Abschied.

Städtlein du in den Donaulanden,
Wo mein Heim, meine Wiege gestanden,
Lebe nun wohl auf lange Zeit!
Angedenken so mancher reinen
Weihestunde im Kreise der Meinen,
Bleibe mein Trost und mein Geleit!

Bis ich wieder dich werde sehen,
Wird wohl manches kommen und gehen,
Wird viel Wasser rinnen hinab,
Mancher liebliche Frühling sprießen,
Manche Waise die Blumen gießen
Über des Vaters, der Mutter Grab.

Bernhardine Schulze-Smidt.

Frau, geboren am 19. Juni 1846, lebt in Bremen. Ihre Romane „Wenn man liebt", „Im Moor und Marsch", „Eiserne Zeit", „Pawe, der Sünder" gehören zu den unvergänglichen Schätzen der deutschen Literatur. Als Lyrikerin werden sie wenige kennen. Und doch sind ihre unter dem Titel „Rosenblätter" herausgekommenen Nachbildungen türkischer Lyrik von einem Reiz und einer lyrischen Vollkraft, daß sie bei der Abrechnung über den literarischen Wert dieser bedeutenden Frau nie vergessen werden dürfen.

Rosenblätter. Lieder und Sprüche, dem Neutürkischen nachgebildet. Leipzig, Verlag von Schmidt & Günther.

Schicksal (Kader).

Schicksal, ich muß mich dir neigen und schweigen,
Schicksal, ich muß es ertragen,
Willst du die Blüten schlagen
Von meinen Zweigen!

Schicksal, ich muß mich dir neigen und schweigen,
Schicksal, ich kann dir's nicht wehren,
Knickst du die früchteschweren
Äste der Feigen!

Schicksal, ich muß mich dir neigen und schweigen,
Schicksal, in nebelnder Ferne
Lenkst du der ewigen Sterne
Flimmernden Reigen!

Schicksal, ich muß mich dir neigen und schweigen,
Schicksal, zum Staubkorn im Winde
Sprichst du mit Dräuen: „Ich finde
Wieder mein Eigen!"

Qual (Djéfa).

Du bist der Funke, der die Glut entfacht,
Das Sternenauge bist du meiner Nacht,
Du bist die Woge, die der Mond durchleuchtet,
Der bitt're Tau, der mir die Wimper feuchtet. —
Gern schlüg' ich Wunden dir, die ewig bluten,
Gern schlüg' ich Wunden dir mit Dornen-
ruten —
Und riefe Allah an, — daß er dich töte! —
— — — — — — — — — — — — —
Ach! — wenn mein liebend Herz mir's nicht
verböte!

Nachtigall (Bülbül).

Was wollt' ich, Liebster, dir nicht sagen,
Was wollt' ich, Liebster, dir nicht klagen
In diesen linden Lenzesnächten — —?
Doch hat in meinem Rosengärtchen
Zu laut die Nachtigall geschlagen!

Wie warst du bleich, da ich errötet,
Wie hast du mir die Furcht getötet
Mit deinen flammenheißen Küssen!
— Es hat in meinem Rosengärtchen
Zu süß die Nachtigall geflötet!

Lilie (Sambak).

Was pressest du die Lippen fest zusammen,
Lilie, du herbe?
Ich will dich doch mit Kussesglut entflammen,
Bevor ich sterbe!
Ich bin der Falter, deinen Kelch zu sprengen
Mit Schmeichelbitten,
Ich bin der Dieb, mich in dein Herz zu drängen,
Das nie gelitten,
Das leiden soll, trotz seiner kühlen, weißen
Knospe, der herben,
Das welken soll im Liebesstrahl, dem heißen,
Und selig sterben!

Das Fenstergitter.
(Pendschere kafesi).

Döglein schlägt mit seidnen Schwingen
An das graue Fenstergitter;
Kleiner Bote, laß dein Singen,
Still ward's hinterm Fenstergitter!

Hundert rote Rosen glühen
Um das graue Fenstergitter,
Tausend Knospen und verblühen —
Leer ward's hinterm Fenstergitter.

Pocht des Todes Schattenfinger
Leis ans graue Fenstergitter.
„Hab' Erbarmen, Allbezwinger —!"
Nacht ward's hinterm Fenstergitter!

List (Dubara).

Meiner Mutter Fuß ist alt und schwach,
Blonder Assim — nur gemach! — gemach!
Sorglich stütze, blonder Assim, sie!
„Lieber stützt' ich dich, Assaïdy!"

Schweig', Verwegner! — Hebe sie ins Boot —
„Allah, steh' mir bei: es ist ihr Tod!
Schmaler war das schmalste Schifflein nie,
Als mein leichter Kahn, Assaïdy!"

Ei, der Bosporus ist still und blau!
„Aber drüben wogt die Brandung grau,
Zornig schnalzen die Delphine, — sieh! —
— — Lieber komm' allein, Assaïdy."

Laß den Kahn mich sehn: — Olivenholz,
Gelbe Tulpen um den Rand — wie stolz!
Abendrot dem Teppich Farben lieh!
„Flammend, wie mein Wunsch, Assaïdy."

Feuerfinger! brennst ja meine Hand!
Feuerauge! sengst mir das Gewand! —
— „Zeit verrinnt mit deinem ‚Wann und Wie' —
Frage nicht und komm', Assaïdy!"

Mutter — laß mich prüfen Assims Boot,
Ob, du Krone mein, dir Schaden droht.
— Allahs Segen fehlt Beherzten nie —
„Allah, sei gelobt, Assaïdy!"

Otto Kayser.

Einer, um den es schade wäre, wenn man ihn vergäße! — Seine kühnen, grotesk-schönen Gedichte voll seltsam tiefer Leuchtkraft und phantastischen dunklen Schatten sind einzeln in den zwischen 1880 und 1890 erschienenen Bänden von Albert Trägers „Deutsche Kunst in Bild und Lied" erschienen. Eine Buchausgabe seiner Gedichte hat nie existiert. Otto Kayser war Ingenieur, er ist im Jahre 1900 gestorben.

Twardowski.

Seit sie des Königs junges Weib begruben,
Verhangen stehn im Schloß die goldnen Stuben.
Kein Laut in Höfen, Sälen, Korridoren.
Verödung kauert vor den Marmortoren,
Und, wie vergessen, nistet am Altane —
Ein schwarzer Schwan, — die düstre Trauer-
fahne.
Umnachtet liegt von Seelenkümmernissen
Der König auf des Weibes Sterbelager
Und gräbt verzweifelnd, tränenlos und hager
Das bleiche Antlitz in die leeren Kissen,
Wo Märchennächte ihm geblüht im Schoß,
Im weichen Arme jenes namenlos
Geliebten Weibs. — Da schlich ins Leidgemach
Wojciech Twardowski, welcher kniend sprach:
„Mein königlicher Herr, dein Leib verdirbt
Vor lauter Sehnen, deine Seele stirbt

Am Gift verhaltner Tränen, — ach, du weißt,
Daß mich dein Volk den Nekromanten heißt
Und meinst es selber, — traun, ich bin der Meister
Geheimer Kunst, und gut und böse Geister
Beschwör' ich leichtlich. Herr, ein Kopfesnicken
Genügt, willst du die Königin erblicken."

Stumm nickt der König, und der Nekromant
Hat wunderliche Kräuter schon zur Hand,
Verbrennt Sambucus, Allium, verdorrte
Euphorbien und schüttet, Rätselworte
Dumpf murmelnd, dann aus schmalen Goldphiolen
Blutroten Saft auf halbverglimmte Kohlen. —
Da wölkt ein altarfeierlich Arom
Hochauf, gerinnt allmählich zum Phantom,
Und aus dem Nebel taucht es schlank und still
Empor, — — o, Himmel, — Barbe Radziwill! —
Ihr Lilienhaupt ist müd' herabgesenkt.
Wie Abendtau auf ihrem Scheitel hängt
Das Diadem. Ein irres Himmelswähnen
Ergriff den König, aber langsam traf
Ein Augenaufschlag aus dem ewigen Schlaf,
Ein stummer Blick ihn voll verhaltner Tränen,

Daß er mit dumpfem Stöhnen auf die Fliesen
Ohnmächtig sinkt: noch einmal züngelnd schießen
Herauf die Flammen, finstrer Rauch umkrallt
Die schwindende holdselige Gestalt.
Und wo sie war, liegt auf dem Marmelsteine
Ein Totenkranz und glänzt im Mondenscheine.

Parisina.

Wenn ins hohe Parkgehege
Abendschein hinüberrollt,
Gehst du durch die stillen Wege,
Heiligenbild, gemalt auf Gold.

Scheue Falter, heimlich saugen
Meine Blicke, karge Zeit
Aus den Blumen deiner Augen
Träumerische Seligkeit.

Weh mir, eine Tropenblume
Bist du, reich an süßem Hauch, —
Ich auf wüster Felsenkrume
Bin ein finstrer Dornenstrauch.

Nimmer kann ich dich erreichen,
Mein gehört dein Zauber nicht,
Nur mein Schatten mag sich schleichen
Bis zu dir im Mondenlicht.

Rocheaymon.

Im Südmeer, durch die glutbeschossene Fläche
Kriecht ein Bukkanier, — sein Segel hängt
Todschlaff herab, und auch das letzte freche
Gelächter vorn am Spill ist aufgesengt.
Ihn selber, welcher in den Watten schaukelt,
Graf Rocheaymon, den finstren Kapitän,
Umspinnt halbwache Träumerei und gaukelt
Das Däterschloß ihm vor in der Touraine: —
Da rauscht der Cher, durch schwer verhangne Fenster
Stiehlt in den Saal sich Mondenlicht und streift
Der Ahnen bunt gepinselte Gespenster
Und Leopardenbanner, dick bereift
Von Spinngeweb'. — Ach, eine greise Dame
Tritt noch um Mitternacht auf den Balkon
Schlaflos heraus und ringt mit ihrem Grame
Um den verlornen Sohn! Der aber schüttelt
Sich aus den Haaren jenen Kindertraum

Und springt auf Deck, mit Fuß und Fäusten
rüttelt
Er die Gesellen, weil am Meeressaum
Ein Silberschiff in Sicht ist. Mutter, Mutter,
Du kündest gute Prise! Auf, Gesindel!
Verschlafen möchtet ihr den Königskutter?
Klar zum Gefecht! Parbleu, schon bauscht die
Wimpel
Ein frischer Ost! Infame Weltmeerpfütze,
Regst du dich endlich? Hurra, Kapitän,
Parat das Enterzeug und die Geschütze!
Wie fliegst du pfeilgeschwind dahin, wie blähn
Sich deine weißen Flügel, Mörderbarke,
Nach jenem silberbauchigen Spaniolen!
Kanonendonner dann als Handelsmarke
Ihm ins Genick! Vergeblich greift er aus,
Ihn lähmt ein Schlangenblick, mit Mann und
Maus
Wird kenternd ihn der Teufel überholen.

Sybille.

I.

Verlassen war ich, — trüb und immer trüber
Wob sich's dädalisch über Plan und Bahn.
Da flogst du heimlich vom Gebirg herüber
Mir an das Herz, du träumerischer Schwan.

Das gab ein Jubeln, traun, in beiden Herzen,
Allwo so klostertrift es sonst bestellt, —
Als sei von hundert frohen Weihnachtskerzen
Taghell bestrahlt die fremde Menschenwelt.

Nun bist du fort! Dein letztes Tücherfächeln,
Schwermütig hielt's den Abend eingesonnt,
Noch trägt die Nacht dein zärtlichstilles Lächeln
Und ist wie du, weichatmend, goldenblond.

Selbst mein Gerümpel, meine Mönchskemnaten
Sind freundlicher, seit daß sie dich gesehn: —
Die finstren Schelme, sollten die erraten,
Daß sie fortan in deinem Traume stehn?

II.

Der Sommer geht, die goldnen Tage rinnen
Langsam vorbei, das Laub wird feuerrot;
Aglai wie Martagon sind lange tot,
Die klugen Vögel auch sind längst von hinnen.

Nur wir im öden Haus tiefmitternächtlich spinnen
Das mächtige Geweb' der Tagesnot
Mühselig fort; zerschellt ist unser Boot.
Wir werden Ophirs Küste nie gewinnen.

O, käm' das herbe Trauerspiel zu Ruh,
Verschwänden Leuchter, Pöbel, Tracht, Kulissen,
Und lägen wir in einer Totentruh!

Da tät ein Engelpaar uns stille Kissen
Unter die Häupter, deckte tief uns zu
Mit seiner Flügel ewigen Finsternissen.

Hohengeroldseck.

Wie lange mocht' ich droben in den Trümmern
Dahingesessen sein, mit ödem Kümmern
Die Zeit verpassend, bis der Tag verging!
Noch eine Weile überm Tale hing
Der leise Frühmondschimmer, wie ein vages
Verlaufnes Echo des gewesnen Tages.
Dann Finsternis. — — Da, horch, im Dickicht geht
Plötzlich ein Reden auf: — Des Herrn Gebet,
Altsalisch klingt's, im rauhen Idiom,
Das längst der strudelreiche Zeitenstrom
Vorbei gewälzt: — — „O, Vater, der du bist
Droben im Himmel — — — daß zu jeder Frist
Wie bei den Engeln, also auf der Erde
Dein Name sonderfehl geheiligt werde.
Dein Reich, es komme und vergib, o, Herr,
Uns unsre Schuld, wie seinem Schuldiger
Man auch vergibt — — — Du wollest uns erlösen
Vom Übel, Herr, aus der Gewalt des Bösen:

Denn dein ist Reich und Kraft und Herrlichkeit
In Ewigkeit!" — — — — — — — — —
— — — — Es schwieg. Ich sucht' umher:
Nirgend ein Mensch, Gesträuch und Trümmer
leer.
Bloß droben durch die Sterne zitternd schwirrte
Unstet ein stummer Blitz; es war, als irrte
Dort eine Seele, ruhlos und verloren,
Vor zugeworfnen Paradiesestoren.
Vom Walde fuhr ein Frühwind kalt herauf,
Es dämmerte. — Verschauert brach ich auf.

An ein Kind.

Niemals vergeß ich's, wie die Trauerkerzen
Um deinen Sarg ihr feierliches Licht
Verbreiteten. Dein bleiches Angesicht
Trug noch die Spur von überwundnen Schmerzen.
Die Mutter, jene Schlange, baß verdorben
Bis in das Mark, und ich, wir beide taten,
Als wär's unmöglich, deiner zu entraten,
Und jauchzten heimlich doch, daß du gestorben.
O welche Nacht! Durch alle Lindenwipfel
In unsrem Garten fuhr der Frühlingswind,
Und irre Wolken trieben pfeilgeschwind
Am Mond vorüber, fahle Bahrtuchzipfel.
Dann in der Morgenfrühe des Pastors
Eiskalter Segen, schrille Grabgesänge
Des schlecht gefütterten Kurrendechors
Und vor dem Haus der Bettler Festgedränge.
Begräbnis drauf an einem Regentage
Mit obligater Ohnmacht, Patchouli
Und stummer Heimfahr: Alles Komödie!
Reell jedoch das wüste Schlußgelage.
— — — — — — — — — — — — —

Dies tote Kind, vielleicht sogar im Himmel,
Daß es gesenkten Köpfchens einsam steht
Und mit verscheuchten Augen im Gewimmel
Der Seligen vergebens Liebe fleht.
Mein armer Pilgrim, dessen dunkles Leben
Dornen gewesen und Dämonenspott,
Wird dich denn wohl auf seinen Schoß erheben,
Trotz deiner Niedrigkeit, der liebe Gott?

Ludwig Sonaux.

Geboren am 20. August 1846 in Wrzosse in Schlesien, gestorben am 20. Februar 1905 in Gardone am Gardasee. In seinem Amt als Redakteur am Daheim und Velhagen und Klasings Monatsheften war Ludwig Sonaux ein edler Pfleger und feiner Richter der Poesie; eine große Zahl unsrer ersten heutigen lyrischen Größen verdankt ihm das erste Verstehen und die erste warmherzige Förderung.

Mit seinem eigenen poetischen Schaffen war er zurückhaltend; welch feiner Poet er war und mit welchem Recht ein Schutzgeist andrer Poeten, sollen die nachstehenden Proben beweisen. Eine aufleuchtend goldene Spur zog dieser seltene Mensch durch sein Leben, das glücklichste Jahre hindurch an der Seite der Dichterin Frida Schanz sich immer stiller und reiner hinaufsteigerte.

Es erschienen von Ludwig Sonaux: Im Kornfeld. 1875. — Renate. Eine Künstlergeschichte A. H. Payne's Verlag, Leipzig. Beides vergriffen.

Rheinische Nächte.

I.

O Sommernacht am Rheine . . .

O Sommernacht am Rheine,
Du bist unsagbar schön,
Wenn du im Mondenscheine
Hinwandelst ob den Höhn!

Du breitest deinen Schleier
Von wunderbarer Art,
Gewebt beim Glühwurmfeuer
Von Elfen, fein und zart.

Durchwirkt von Mondenstrahlen
Besetzt von Perlen hold,
Aus weingefüllten Schalen
Und Venussternengold.

Durchtränkt vom Duft der Rebe,
Von Ros' und von Jasmin —
Du breitest dies Gewebe
Lustschauernd um dich hin!

Dann ziehst du ob dem Rheine,
Vom Strand zum andern Strand,
Metallne Saiten, feine,
Mit deiner Götterhand.

Die nahmst du von dem Golde,
Das tief im Rheine ruht
Und spinnest sie, o, Holde,
Auf deine Harfe gut.

Und wenn durchs selige Schweigen
Erklingt der Becher Schall
Und in den Blütenzweigen
Lobsingt die Nachtigall,

Dann meisterst du die Saiten
Der Harfe wunderbar
Und läßt darüber gleiten
Dein düftereiches Haar!

II.

Häng' die Ampel in die Linde . . .

Häng' die Ampel in die Linde!
Vater Martin, gib mir Wein,
Rück herzu mit deinem Kinde,
Aßmannshäuser laß es sein!

Denn es paßt der blumenreiche
In der dunkelroten Pracht
Ganz in diese wonnig weiche
Mondbeglänzte Sommernacht,

Die mit sehnendem Verlangen
Sich mit Duft und Strahlensprühn
Schmiegt an meinen sehnsuchtbangen,
Poesiedurchglühten Sinn.

Sieh, ein Falter schwirrt und setzt sich
Lüstern auf den Becher Wein,
Und er trinket, und er letzt sich,
Und er saugt die Wonne ein!

Trunken schwirrt er um die Flammen:
Du verbrennst dich, armes Ding!
Sterbend, zitternd sinkt zusammen
Der betörte Schmetterling.

Schau, mein Herz, des Falters Sterben!
Armes Herz, so hold verführt!
Auch für dich und dein Verderben
Ist das Feuer schon geschürt.

Aber nur zu neuem Leben
Stirbt mein Herz, o, Mädchen, dir,
Bis zum Tode dir ergeben,
Ewig, ewig, für und für!

Mein Aschenbrödel.

Auf der Treppe stand sie da,
In dem dunklen Flur;
Auf der Wang' ich schimmern sah
Heller Tränen Spur.

Alles still im weiten Haus,
Kein Gespräch, kein Wort,
Nur das Rascheln einer Maus;
Bruder, Schwestern fort!

Draußen fliegen sie zum Tanz
Vor der Stadt im Wald,
Flechten Blatt und Blum' zum Kranz,
Lust und Lied erschallt.

Und ich faßte ihre Hand,
Weiß nicht, wie's geschah!
Ganz verlegen an der Wand
Stand sie vor mir da.

Woher nahm ich nur den Mut
Daß ich nach und nach
Kühner ward, doch weich und gut
Also zu ihr sprach:

„Traf dich just dasselbe Leid,
Kind, wie deinem Freund?
Stillverschwiegne Einsamkeit
Hat uns ja vereint!

Komm', wir plaudern in der Still';
Ich erzähle dir,
Was ich sehne, was ich will;
Mädchen, komm' mit mir!"

Doch wir saßen still und stumm,
Manchmal seufzt' ich nur.
Eine Katze schlich herum
In dem dunklen Flur.

Endlich fand ich's und ich sprach
Ganz verlegen nur,
Bis ich auf den Knien lag
In dem dunklen Flur.

Antwort war ein Druck der Hand;
Ach, ich will's gestehn,
Daß der Mund zum Mund sich fand,
Keiner hat's gesehn.

Doch das Kätzchen dann und wann
Schnurrte schmeichelnd nur
Sah uns ganz verwundert an
In dem dunklen Flur.

Ihr Schleier.

Lieber Schleier, perlengrauer,
Der du weich ihr Antlitz decktest,
Ach, wie bin ich dir gewogen,
Und zugleich wie böse doch!
Als wir uns zum ersten Male
Heimlich, ach, so heimlich trafen,
Trug sie dich, du böser, lieber,
Zarter, perlengrauer Schleier,
Trug sie dich vor ihren Augen,
Die so schelmisch munter glänzten
Durch dein duftiges Gewebe.
Ach, wie blitzten diese Augen
Mir so lieb und süß entgegen!
Ihre Wangen mit dem holden,
Frühlingsfrischen Inkarnat
Sahen aus wie Milch und Purpur,
Und das Näschen, feingeformt,
Mit den sanftgeschwellten Flügeln,
Machte sich so keck und zierlich
Unter deinem sanften Schutze.

Als wir uns zum ersten Male
Heimlich, ach, so heimlich küßten,
Standest du mir noch im Wege
Zwischen unsern durst'gen Lippen,
Gleich als wolltest du uns hindern;
Darum bin ich dir so böse,
Lieber, perlengrauer Schleier,
Denn ich fühlte immer zwischen
Uns noch eine Scheidewand,
Wenn auch fein, wie Spinnewebe,
Und der Kuß, er war verschleiert.
Ach und doch bist du mir teuer,
Denn du bist dabei gewesen,
Hast gefühlt das süße Beben,
All das namenlose, einz'ge,
Unbeschreibliche Empfinden,
Das im ersten Kusse zittert.
Bei dem zweiten Kusse hob ich
Kühnlich dich von ihrem Munde,
Und ich schob dich zart empor,
Daß du auf dem Näschen ruhtest!
„Schweige," hör' ich dich nun sprechen,
Lieber, perlengrauer Schleier,
„Schweig', Verräter, sag' es niemand,
Wie der zweite Kuß gemundet,
Über dem ich segnend schwebte

Wie 'ne duft'ge Frühlingswolke!"
Selig will ich mich bescheiden,
Niemand sagen, wie ich schlürfte
Wonne, Seligkeit und Liebe!
Bei dem dritten Kusse schob ich
Ganz dich fort von ihren Zügen,
Daß ich auch die treuen Augen
Mit des Kusses hold verschwiegner,
Dunkler Nacht bedecken konnte. —
Nun, mein Schleier, ruhst du friedlich
Neben Blättern, trocknen Blumen,
Einem Handschuh, duft'gen Briefen,
Unter meinen Herzkleinodien!
Bist das liebste mir von allen,
Denn du bist dabei gewesen,
Wenn auch hindernd und uns scheidend,
Dennoch uns so hold vereinend,
Als wir uns zum ersten Male
Heimlich, ach so heimlich küßten!

Herbstzauber.

Kühl ist es schon, herb, herzhaft, frisch und klar
In dieses Herbstes schönen, blauen Tagen:
Durchs ganze Haus zieht's so behaglich wohlig
Von Apfelduft und fröhlicher Gesinnung.
Von traulicher und lebensfreud'ger Stimmung,
Ganz anders wie in Sommers heißen Tagen,
Daß ich mir sag': Der Herbst hat einen eignen,
Höchst feinen Reiz, den Schimmer der Vollendung.
Zwar kündet er Vergänglichkeit und Sterben,
Und dennoch wohnt ihm etwas Freud'ges inne,
Das an den Lenz erinnert. Er hat Düfte
Und feine, zarte Stimmungsmelodien,
Die nicht dem Lenz und nicht dem Sommer eigen.
Drum duften auch im klaren Herbst die Veilchen
So wundersam, so zauberhaft und zart.
Es ist die Zeit der abgeklärten Töne,
Gebrochner Farben, seelenvoller Düfte,
Der unsagbarsten Stimmungen des Lebens.

— — — — — — — — — — — —

Heut' fuhr ich auf dem flinken, leichten Zweirad
Weit draußen, außerhalb von Stadt und Vorstadt,

Den langen, ebenen, von trockenen Blättern
Bestreueten Kastanienweg hinunter,
Der nun in lebhaft hellem Braunrot prangte
Und sich in violettem Duft verlor.
Zu beiden Seiten Villen, Gärten, Wiesen,
Aus denen jener seltsam herbe Duft
Nach feuchter Erde, welken Blättern quoll.
So schnell und lautlos ich darübersauste
Auf schmalem Gummireif: es raschelte
Und rauschte, huschte, knickte schemenhaft
Im braunen, dürren, weichen Blätterteppich.
— — — — — — — — — — — — —
Im Westen ging in holder Pracht die Sonne
In sel'ger Anmut friedvoll scheidend unter.
Zart war der Himmel unten übergossen
Von einer Flut holdselig milden Glanzes,
Und alle Töne aus den höchsten Sphären
Schwammen zu einem feierlichen Gruß
Heroisch-göttlicher Erhabenheit
In sel'ger Friedensharmonie zusammen.
Ein langer, langer rosig heller Streifen,
Besäumt nach unten von geschmolznem Gold,
War Basis für ein Spiel gefiederter,
Zerfließender, zerschlißner Rosenwölkchen,
Die, einer Herde gleich, in der Oase
Im Palmenhaine still und friedlich zogen.

Mit leichtem Pinsel hingetupft hing drüber
Im weiten Äthermeere, ganz allein,
In duftigstem Gebild wie Adlerflaum,
Ein Wölklein von ätherischer Gestaltung
Und schwamm — ein Rosenblatt — im Purpur-
meere.
Ein Bild der seligen Gefilde war's,
Ein Schlußakkord aus ew'ger Harmonie!
Mir war's, als öffnete mit seinen Händen
Der Heiland seine Wunde in der Seite
Und spräch': Das ist mein Blut, das ich vergoß,
Das ich vergieße bis in Ewigkeit!
— — — — — — — — — — — —
Den ganzen Horizont vor mir begrenzte
Der Großstadt Häusermasse, welche nun
Im Abenddämmer der Kontur von fernen
Gebirgen zum Verwechseln ähnlich war.
Nun tauchen Lichter in der Masse auf,
Hier, dort und wieder dort in langen Zügen
Und graden Reihn, wie blanke Perlenschnüre.
— — — — — — — — — — — —

Das ist es nun, das Babel, das moderne,
Die Sphinx, die dort im düstren Dunste ruht.
Die Nacht beginnt zu sinken, Schleier weben,
Die Dämmerung verwischt Kontur und Farbe,

Das Abendrot verblaßt, und silbern strahlt
Die schlanke, zarte Mondensichel oben
Im veilchenmattblau zartdurchstrahlten Himmel,
Und Sterne glänzen freundlich mild hernieder.

— — — — — — — — — — — —

Ich bin daheim. Die helle Lampe strahlt;
In bunter Schale vor mir auf dem Tisch
Braungrüne Trauben wie in Edelfäule,
Das köstliche Arom des Gravensteiners,
Feuchtweiche große Nüsse und im Glas
Der feine zarte Duft des Moselblümchens!
Behaglich dehn' ich mich, ganz hingegeben
Dem Zauber dieser wunderbaren Stimmung.
Ich bin allein und schreibe diese Verse.

Intermezzo.

Er spielte die Violine,
Das schöne Nichtchen Klavier;
Es ward eine Sonatine
Gemeistert von ihm und ihr.

Es war bei der strengen Tante
Beim Sonntagnachmittagtee,
Als das holde, süße Andante
Dahinschmolz in Wonne und Weh.

Die Tante liebte das Nichtchen,
Der Neffe liebte es auch,
Das Nichtchen, sagt das Geschichtchen,
Den Vetter nach Basenbrauch.

Das Nichtchen war ein Figürchen
Wie aus Meißener Porzellan
Auf einem Rokoko-Ührchen,
So dachte ihr junger Galan.

Es war ein Sehnen und Schmachten,
Ein Seufzen zwischen dem Paar;
Die Augen der Tante wachten,
Als drohe der Nichte Gefahr.

Streng sah sie auf Etikette,
Auf Anstand zwischen den zwei'n
Durch eine scharfe Lorgnette
Aus gelblichem Elfenbein.

Nun ward es dunkel im Zimmer;
Das Spiel der Töne verklang,
Und der letzte sonnige Schimmer
Lief zitternd die Wände entlang.

Da fiel der wachsamen Tante
Aus der schmalen Hand das Lorgnon;
Der junge Neveu, der galante,
Sprang pfeilschnell durch den Salon.

Erst war des Fräuleins Gesichtchen
Erstaunt ob der Situation,
Doch dann verschwand auch das Nichtchen
Aus der oberen Region.

Das war auf dem glatten Parkette
Ein Suchen nun hin und her,
Als wenn die alte Lorgnette
Vom Boden verschwunden wär'!

Die Tante wartet unschuldig
Zuerst eine lange Zeit,
Dann wurde sie ungeduldig
In banger Verlegenheit.

Sehr höflich, voll zarter Sitte,
Klang's da aus dem Unterreich:
„Gedulde dich nur noch, bitte!
Wir haben sie sicher gleich!"

Ganz stille ward's für Sekunden
Der Tante schien's stundenlang.
Dann klang ein helles „Gefunden!"
Warum's nur so selig klang?

Streng forschte der Tante Miene,
Doch scheinbar nichts von Gefahr!
Korrekt da capo al fine
Spielte sein Stück unser Paar.

Die gute, die wachsame Tante
Saß wieder mit dem Lorgnon.
Das kleine süße Andante
Klang schelmisch durch den Salon.

St. Nikolaus.
Ein Winteridyll.

Jene trauten Tage waren's
Im Advent, voll holder Ahnung
Süßer Christfestherrlichkeiten. —
Unser Haus lag still und traulich
Mit dem schneebedeckten Strohdach
Und den langen Eiseszapfen
Friedlich da, umbuscht vom Garten,
Der im Schnee nun lautlos ruhte. —
In den mondbeglänzten Büschen
Klangen hier im holden Lenze
Süße Nachtigallenlieder,
Und die trauten lieben Schwalben
Nisteten an First und Erker. —
Aber nun dies Winterschweigen!
Manchmal zirpte nur ein Meislein
In den kahlen Fliederzweigen,
Oder nachts trieb sich ein Hase
Auf der weißen Rasendecke
Hungernd um die traute Stätte,

Oder gar ein schlauer Marder
Schlich zum warmen Taubenstalle,
Um ein Täubchen zu ergattern.
  Heimatliche Jugendtage
Dieser ländlichen Idylle,
Hell durchglänzt von Schneekristallen
Und den trauten Weihnachtslichtern
Auf den duft'gen Tannenzweigen, —
Heimatliche Jugendtage,
Wie umschwebt ihr mich so lieblich
Mit der Sehnsucht Flügelschlage!

Kurze Zeit vorm Christfest war es!
Munter regten sich die Hände,
Stahlbewehrt mit Scher' und Nadel
Und mit Fingerhut gepanzert,
Um im lustigen Turniere
Christkinds Gunst sich zu erkämpfen.
Selbst die kleinen Brüder, Schwestern
Regten flink die dicken Händchen,
Um in bunten Klebereien,
Mosaik von Waldesfrüchten
Und papiernen Siebensachen,
Irgend jemand zu erfreuen.
Ich, des Vaters ält'ster Sprosse,
War sein treuester Gehilfe

In der großen Bauernwirtschaft,
Die wir unser Eigen nannten,
Und auf deren brauner Scholle
Eine lange Ahnenreihe
Echter Bauern seßhaft war.
Ich trieb nach des Tages Mühen
Abends theoret'sche Studien
Oder las den teuren Eltern
Und den halberwachsnen Schwestern
— Wahre deutsche Prachtgestalten —
Einen lieben Dichter vor.
Oft auch schweiften die Gedanken,
Von des Herzens Schlag begleitet,
Durch die winternächt'ge Stille
Über Feld und Wald und Wiese
In ein Haus, wo mir ein Mädchen —
Ach, ein goldiges Geschöpfchen! —
Seine stillen Tage lebte.
Sie dereinstens heimzuführen
War mein herzlichstes Begehren;
Aber noch war meine Neigung
Nur ein stillandächt'ges Werben,
Nur ein Flehen mit den Augen
Und ein Beten mit der Seele.
Und so saßen wir gemütlich
In dem trauten Bauernhause

An St. Niklas' stillem Abend
Friedensvoll beim Schein der Lampe.
Da erklangen aus der Ferne
Wie die Glocken holder Feen,
Die der Schneewind zitternd herträgt,
In die Stille unsres Friedens
Feine, silberhelle Glöckchen,
Immer näher, lauter tönend,
Und vom Peitschenknall begleitet,
Bis sie vor dem Hause schwiegen.
Bald darauf tat sich die Tür auf,
Und vom Zuruf des Gesindes
Bis zu uns hereingeleitet,
Wälzte sich ein furchtbar' Wesen,
Ganz in Wolfspelz eingehüllt,
Langbebärtet, furchtbar dräuend
Mit der Rute, unterm Arme
Einen Sack, am Krückstock hinkend,
Und mit einer Stimme brummend,
Die den Baß wohl kaum gewohnt war.
Unsre Kleinen starrten schreckhaft
Der Erscheinung des Knecht Ruprecht,
— Denn er war's — voll Furcht entgegen,
Doch wir Alten lachten herzlich.
Nun trat Ruprecht furchtbar dräuend
Zu den Kleinen, die wie Küchlein

Sich bei Mütterlein verbargen,
Und verhieß den Bösen Strafe
Mit der Rute rauhen Reisern,
Und den Guten Lohn und Labung.
Zitternd falteten die Händchen
Die Bedrängten, und Gebete
Plapperten die kleinen Herzchen,
Daß es Gott erbarmen mußte,
Und Knecht Ruprecht, tief gerührt,
Seinen schweren Sack entleerte.
Lustig kollerten die Nüsse
Und die Äpfel durch das Zimmer
Nebst den braunen Pfefferkuchen,
Daß die Kinder plötzlich jauchzten,
Alle Furcht und Angst vergessend,
Sich auf ihre Beute stürzten
Und „hab' Dank, Knecht Ruprecht!" schrien.
Auch Knecht Ruprecht lachte plötzlich —
Ach, es war ein süßes Lachen!
Silberhell und wunderlieblich
Klang's ins Herz mir, und es weckte
Mir da drinnen ahnungsvoll
Eine Welt geliebter Träume,
Daß ich wie der Prinz im Märchen
Selig dastand, glückdurchzittert.
Ruprecht wollte nun entweichen,

Machte kehrt und stürzte eilig
Durch das starrende Gesinde
In die Nacht, woher er kommen.
Ich ihm nach — vor Jubel jauchzend!
Draußen in des Gartens Schweigen,
Unter den beschneiten Büschen,
Faßt' ich endlich den Bepelzten,
Hielt ihn fest, trotz seines Sträubens,
Zog ihm ab die rauhe Larve,
Draus zwei holde Augen blitzten,
Und enthüllte selig jauchzend,
Jubelnd, mit den Händen zitternd,
Aus den starren, rauhen Pelzen
Eine liebliche Erscheinung!
Christel war es! „Heißgeliebte,
Christel, Christel!“ rief ich selig,
Und das holde, liebe Mädchen
Sank mir zitternd, tief aufschluchzend
An das Herz, das ihr gehörte.

* * *

Durch das tiefgeheime Schweigen
Der besternten Winternacht
Klang ein wunderbares Jauchzen,
Klang ein Lied von Seraphstimmen,
Und am Himmel war ein Leuchten,

Wie es meine trunknen Augen
Nimmer jemals so erschauten. —
'S war Advent voll holder Ahnung
Süßer Christfestherrlichkeiten,
Und ein Stern ging vor uns her;
Denn zwei treue Menschenherzen
Hatten endlich sich gefunden,
Und der wunderbare Himmel
Voller trauter Sternenlichter
Sprach dazu sein feierliches,
Priesterliches, stilles Amen.

Das Spiel ist aus!
Nach einem schwedischen Motiv.

Auf der dornumzäunten Weide
Vor dem Dorfe, dicht am Gutshof,
Tummelten sich übermütig
Zwei jungfrische, muntre Wesen,
Elsbeth Heims, des Gutsherrn Tochter,
Sechzehn Jahr alt, halb ein Kind noch,
Aber doch schon hold entwickelt,
So ein rechter, toller Wildfang,
Dem nicht Zaun noch Baum zu hoch war,
Und ein muntres braunes Füllen,
Auf der schmalen Stirn ein Bläßchen,
Fein gebaut, mit schlanken Gliedern.
Elsbeth klatschte in die Hände,
Jauchzte trällernd in die Luft
Und begann mit dem Gespielen,
Der ein helles Wiehern ausstieß,
Um die Wette toll zu jagen.
Beide waren gute Freunde,
Und Schön-Elsbeth kam fast nie

An dem Gattertor vorüber,
Ohne ihrem Spielgefährten,
Ihrem schlanken Edelfüllen,
Hinterm feingeformten Ohr
Schopf und Mähne zart zu krauen
Und ihm in des Händchens Muschel
Zuckerstücke darzubieten,
Die es mit den weichen Nüstern
Schnobernd ungeduldig heischte.

Heute nun am ersten Pfingsttag,
Der in sonnig heitrer Klarheit
Auf die Welt herniederschien,
Tollten sie besonders lustig.
Manchmal trennten sich die beiden,
Jagten längs den Heckenzäunen
Wie der Sturmwind auseinander,
Bis sie dann zusammentrafen
Und das junge Pferd sich bäumend,
Mit den Hufen zierlich tänzelnd,
Auf die junge Herrin eindrang,
Die des Schelms sich kaum erwehrte.

Reizend war das Spiel der beiden,
Die die Tyrannei des Lebens
Noch nicht kannten. Über ihnen
Schossen durch den warmdurchsonnten

Äther, frühlingsselig kreischend,
Schwalben auf und nieder, Lerchen
Jubilierten ihre Lieder,
Und zu ihren Füßen blühten
Ungezählte gelbe Blumen.

Da erklang vom Dorfweg her
Einer Männerstimme Trällern,
Und darauf erschien am Gatter
Eine farbenbunte Mütze;
Des Pastoren ältster Sohn
War zum Pfingstfest eingetroffen.
Kurze Zeit sah er dem Wildfang
Lächelnd zu, dann blickten beide
Sich ins Auge, und durchs Gatter
Reichte Elsbeth ihm die Hand.
„Ei, wie nett, daß wir uns treffen!"
Sprach er, öffnete das Tor
Und trat ein in den Bezirk,
Währenddes das Füllen graste.
„Karl, Herr Karl!" rief sie errötend,
„Hu, wie sind Sie groß geworden!
Und so — und so —" kichernd hielt sie
An in spottender Bewundrung,
„Und so — ach, jetzt weiß ich's — richtig —
Bärtig! Mosje Karl im Bart!"

„Und nun du erst!“ sprach der andre.
„Nein, wie bist du groß geworden
Und so — und so —“ lächelnd macht er
Ihr verlegnes Spotten nach.

„Nun heraus, mein Herr, sprich weiter!
Wie bin ich? Ich will es wissen!“
Rief sie, mit dem Fuße stampfend.

„Warte nur, du sollst's erfahren,
Kleine naseweise Neugier!“
Gab er ihr zurück zur Antwort,
Während ein bedeutungsvolles
Lächeln seine Lippen krauste.
„‚Naseweise Neugier‘, bitte,
Wissen Sie, mit wem Sie sprechen:
Ich bin sechzehn, sechzehn Jahre!
Heida!“ rief sie, sprang empor,
Riß ihm, eh' er's hindern konnte,
Seine rote Mütze ab
Und entsprang mit lautem Lachen.
„Hol' dir deinen bunten Deckel,
Du gelehrtes Haus!“ Schon stand sie
Weit entfernt von ihrem Gegner,
Ihn mit tollem Lachen neckend.

„Böse Dirne!" rief Herr Karl,
Ärgerlich und halb vergnügt,
„Warte nur, du wilde Hummel!"
Er ihr nach, und nun begann
Lustig ein vergnügtes Haschen.

Endlich hatte er den Flüchtling
Doch gefaßt, und eh' sie's ahnte,
Drückte er auf ihre Lippen
Einen langen, heißen Kuß.
Elsbeth schrie, indessen Purpur
Über ihre Wangen lief.

„Und nun will ich dir auch sagen,
Wie du, Schelm, geworden bist!
Schön bist du geworden, Mädchen,
Schön! Leb' wohl, vergiß mich nicht!"

Fort war er; mit schnellen Schritten
Ging er in das Dorf zurück.

Elsbeth aber blieb verstummt
Auf derselben Stelle stehen
Und sah starr vor sich hernieder.
Lange stand sie so, und plötzlich
Sah sie vor sich auf dem Rasen
Einen bunten Gegenstand,

Den der Freund verloren hatte,
Sein Verbindungszeichen, das ihm
Bei dem allerliebsten Ringkampf
Unbemerkt entfallen war.

Elsbeth hob es auf und drückte
Einen Kuß auf diesen Schatz,
Und dann barg sie ihre Beute
Scheu an ihrem jungen Busen.

Während sie so stand und sann,
Legte sich vertraulich schnobernd
Des vergeßnen Freundes Köpfchen
Leis auf ihre schmale Schulter.
Aber Elsbeth, tief versunken
In ein wonnevolles Sinnen,
Achtete nicht mehr des lieben,
Übermüt'gen Spielgenossen,
Gab ihm einen leisen Streich,
Klinkte sich die Pforte auf
Und ging langsam, wie verzaubert,
Auf dem Weg dem Gutshof zu.
Denn das Spiel, das Spiel war aus!

Die Schenke zu den drei Lilien.

Welche Träume werden wach,
Wenn ich dein gedenke,
Mit dem spitzen Giebeldach,
Alte Hafenschenke!

Zogst mich traulich oft hinan,
Rauchiges Gemäuer,
Schaut' ich zwischen Mast und Raa'n
Deines Lämpleins Feuer!

Gleich dem alten Königspaar,
Eisenfest und milde,
Führtest du ein Lilienpaar
Im verstaubten Schilde.

Und zwei Lilien, schlank und hold,
Lenzeslichtumflossen,
Haben drin das Rebengold
Mir ins Glas gegossen.

Lieblicher als Ros' und Wein
Sind sie mir erschienen,
Jene Schenkentöchterlein,
Mit den Kindesmienen.

Wenn ich heut' erinnrungsmild
Ferner Zeit gedenke,
Steigt mir auf dein trautes Bild,
Alte Hafenschenke.

Durch der Jahre Nebel glimmt
Noch des Lämpleins Schimmer,
Und mit weichem Hauche schwimmt
Liliendust durchs Zimmer.

Adolf Brieger.

Geboren in Rönckendorf am 12. Oktober 1832, lebt in Halle an der Saale. Dr. phil. — Seine ausgewählten Gedichte erschienen im Jahre 1896 bei Baumert & Runge in Großenhain und Leipzig. — Das größte und wertvollste darunter möchte ich der Vergessenheit entreißen.

Gespräch mit einem Toten.

Es lag ein Toter in dem letzten Hause,
Ich ging vorüber, hört es und trat ein,
Erloschen war das Feuer in der Klause.
Und durch das Fenster sah der Frost herein,
Da war's, als hätte mir ein Gott geboten,
Zwiesprach' zu halten mit dem armen Toten.

Du liegst auf hartem Lager hingestreckt,
Mit einem dünnen Laken zugedeckt.
Durchs Eis der Fenster kalt die Sonne bricht,
Sprich, friert dich nicht?

„Vorbei mein Winter! Nicht mehr frier' ich jetzt.
Als mich das Glück entfliehend ausgesetzt,
Da fror mich in des Sommers wärmstem Licht.
Jetzt friert mich nicht."

Du mußt hinweg nun aus dem alten Haus.
Das Leben stößt das Tote von sich aus.
Wird Erde und ein lastend Steingewicht
Dich drücken nicht!

„Es drückte mich zu Tod der Menschen Neid,
Falschheit und harte schnöde Schlechtigkeit.
Erde und eines Grabsteins Steingewicht,
Die drücken nicht!“

Und dieses noch erlauscht ich —: „Ich bin frei!
Mit meinem Atmen ist mein Leid vorbei.
Der Schlag, der Herzen bricht, auch Ketten bricht.
Mehr sag' ich nicht!“

Pauline Schanz.

Geboren 1828 in Leipzig als Tochter des Verlagsbuchhändlers Johann Friedrich Leich; verheiratet gewesen mit dem Dichter Julius Schanz. Als Jugendschriftstellerin in erster Linie dem Volke vertraut, Kennern aber auch durch einige unvergänglich schöne, starke, meist tiefernste Stücke ihrer Lyrik. Lebt in Berlin mit ihrer Tochter Frida Soyaux, geb. Schanz.

Ihr bei Wilhelm Friedrich in Leipzig 1884 erschienener Band „Gedichte" ist vergriffen und nicht neu aufgelegt worden.

Der Sturm.

Das ist der rechte Ton und Klang;
Wild kommt er durch die Luft gefahren,
Mit Wehschrei und mit Jubelsang,
Zerzauste Blätter in den Haaren.
Vor ihm die Wolke, scheu und kraus,
Aufflatternd mit zerzausten Schwingen.
Ob Lenzgruß oder Herbstgebraus,
Den Sturmwind lieb' ich und sein Singen.

Was ist dem wilden Gott der Luft
Der Menschheit wimmelndes Getriebe?
Hinfegt er über Wieg' und Gruft,
Wie über Groll und Haß und Liebe.
Hinschmettert er, was ankerlos
Und bricht entzwei, was morsch und nichtig,
Die jungen Eichen peitscht er groß
Und stählt und reift, was stolz und tüchtig.

Unsteter Gast, wo kommst du her?
Vom Wüstensaum, aus dürrer Steppe?
Triebst du dein Schaumroß übers Meer,
Feuchtsäumend deines Mantels Schleppe?

Flogst um des Himalayas Firn
Du mit den Adlern durch die Lüfte?
Schlangst du als Schleier um die Stirn
Dir der Levante Rosendüfte?

Mein blödes Auge sieht dich nicht,
Doch fühlen kann ich dich und fassen,
Du ein Gebild aus Macht und Licht,
Ein Geist voll Liebesglut und Hassen.
Ich hör' in dir der Engel Chor
Und der Dämonen gellend Klagen
Und durstig trinkt mein lauschend Ohr
Dich ein mit grausendem Behagen.

Du bist der Geist gestorbner Zeit;
Aufjammern aus verhaltnem Weinen
Beschwörst du die Vergangenheit,
Die eingeschlafen unter Steinen.
Du sahst zerstört, was sie erbaut,
Und was erblüht, sahst du vernichtet,
In dich hat sich der Klagelaut
Äonenalter Qual geflüchtet.

Dir folgt der Rachegeister Heer,
Du bist des Sünders bös Gewissen,

Wenn du aus Träumen wüst und schwer
Ihn mächtig schreckst von seinem Kissen.
Gestorbne Stimmen rufst du wach
Und läßt sie wimmern durch die Nächte,
Weckst aus den Gräbern Schuld und Schmach,
Aufrüttelnd der Vergeltung Mächte.

Und doch, wie bist du hold und schön!
Entfesselnd, lösend und befreiend
Durchdringst die Tiefen du und Höh'n,
Des grauen Nebels Gift zerstreuend.
Zum nackten Grat des Felsenkamms
Trägst du das Saatkorn, daß es keimet.
Du bist Symbol des Freiheitsdrangs,
Der in der Menschheit Adern schäumet.

Was klein und feig und trüb und matt,
Verwelkt im Dunst der Zeitbeschwerde,
Das wehst du fort, wie Blatt um Blatt
Das welke Laub du streust zur Erde.
So braus' heran in wilder Lust!
Schwül war der Tag, die Lüfte sengen.
Aufjauchzen laß in meiner Brust
Das bange Herz bei deinen Klängen.

Weck' den Gedanken, der versengt
Im Staub der Alltagsmühen modert,
Daß er den Flug zum Himmel lenkt
Und froh empor im Liede lodert.
Mit dir schwing' ich mich auf zum Licht,
Vorahnend, wie dereinst die Ketten,
Was in mir ringt und kämpft, zerbricht,
Ins Schrankenlose sich zu retten.

Mein totes Kind.

Mein Kind, das früh geschieden,
Goldlockig, hold und klein,
Oft nahst du jetzt der Müden,
Längst sank dein Hügel ein.

Nie hab' ich dich vergessen,
Die andern wurden groß,
Du aber unterdessen
Bliebst klein auf meinem Schoß.

Oft unter Sturm und Schmerzen
Im heißen Mittagslicht,
Verblich in meinem Herzen
Dein süßes Angesicht.

Doch jetzt beim Abendfrieden
Wie neuerwacht eilst du,
Mein Kind, das früh geschieden,
Der Mutter wieder zu.

Wie selig sind wir beide!
Ich fühl' dein Ärmchen rund,
Der Locken blonde Seide,
Den lieben kleinen Mund.

„Sie ließen dich alleine,
Mein armes Mütterlein,
Ich aber, deine Kleine,
Ich will nun bei dir sein.“

Auf deinem Grab die Rosen
Schaukeln im Abendwind,
Indes wir heimlich kosen,
Mein süßes totes Kind.

Die Not.

Ich bin die Not, der Himmel dunkelt,
Im Sturmgewölk bin ich genaht.
Die Luft erbebt, es blitzt und funkelt;
Hört ihr es prasseln in die Saat?
Die Ähren schlag' ich von den Halmen,
Zertreten hab' ich Wein und Brot.
Schwer tritt mein Fuß und muß zermalmen
Was er berührt. — Ich bin die Not.

Da nah' ich auch im Glutgewande
Und Flammen folgen meiner Spur,
Aus meiner Locken schwülem Brande
Schüttl' ich Verderben auf die Flur
Die Quellen hören auf zu schäumen,
Die meines Kleides Saum gestreift,
Die Fluren dörren und den Bäumen
Entsinkt die Frucht, noch ungereift.

Ich setze mich zu eurem Mahle,
Unsichtbar bin ich zwischen euch;
Ich brech' das Brot, ich füll' die Schale,
Ich färb' euch Haar und Wangen bleich,

Im Stalle stürzen Schaf' und Rinder,
Der Brand löscht unterm Kessel aus.
Ihr Mütter, rettet eure Kinder,
Mein Atem trägt euch Gift ins Haus.

Wo Menschen bauen ihre Hütte,
Im engsten Tal, im fernsten Land,
Folg' ich den Spuren ihrer Schritte
Durch Schnee und Well' und Wüstensand.
Glaubt jauchzend ihr das Glück zu halten,
So seht ihr mein bekannt' Gesicht.
Abwerf' ich meines Schleiers Falten —
Mein Bruder, du entfliehst mir nicht.

Ich bin der Menschheit Angebinde,
Seit sie verscherzt die Seligkeit,
Geboren ward ich mit der Sünde
Und bin unsterblich wie die Zeit.
Der Herr war es in seinem Grimme,
Der mich erschuf an Edens Tor,
Da, folgend der Versuchung Stimme,
Der Mensch sein Paradies verlor.

Seht ihr das Volk mit hohlen Wangen
An eures Hauses Schwelle stehn
Und mit des Hungerblicks Verlangen
Brosamen eures Mahls erflehn?

Verlorne hinter Kerkergittern?
Die Armut, die sich müht und plagt,
Die kecke, unter Schmink' und Flittern
Und die verschämte, die nicht klagt?

Sie tragen all' mein Sklavenzeichen,
Ihr, die das Glück umschlungen hält,
Mein dürrer Arm kann euch erreichen,
Ich bin die Königin der Welt.
Ich schlüpfe über Marmorsteine
Und durch zerfallner Hütten Spalt.
Stets neu, und immer nur die eine,
Vertausch' ich Namen und Gestalt.

Ich dringe durch des Purpurs Falten,
Kein Riegel bannt mich, kein Verschluß.
Ich bin des Schicksals dunkles Walten.
Ich bin der Anfang und der Schluß.
Ich bin das Heute wie das Gestern,
Ich bin Geburt und bin der Tod.
Ich bin die treuste deiner Schwestern
Und stets dir nah. — Ich bin die Not.

Namenlos.

Abgesondert von den Grüften
Jener, die nach frommer Art,
Unter Kreuz und Blumendüften
Um das Kirchlein sich geschart,
Stehn die Hügel derer, die,
Sei's aus Hassen oder Lieben,
Sei's durch Qualen irgendwie,
Wurden in den Tod getrieben,
Dem kein Priester Weihe lieh.

Distelsamen voll Erbarmen
Wurzelte im öden Sand,
Nesseln grünen auf den armen
Gräbern an der Kirchhofswand.
Sanft, mit blasser Blüten Hauch,
Hingesät vom Windesflügel,
Streckt ein wilder Rosenstrauch
Über der Verstoßnen Hügel
Seine dorn'gen Ranken auch.

Vöglein hier im Friedhofswinkel
Singen hell im Rosenlaub:
Du, verbannt von frommem Dünkel,
Ruh' in Frieden, armer Staub!

Bunter Sommerfalter Schar
Fliegt umher, der Tau der Nächte
Perlt im Gras demantenklar,
Purpurblau im Blattgeflechte
Flammt der Distel Blütenhaar.

Die Natur, die ewig treue,
Breitet ihre Priesterhand
Über dich, daß sie dich weihe
In dem ungeweihten Sand.
Der zur ew'gen Stille hier,
Müd gehetzt, voll Todeswunden,
Ohne Kreuz und Blumenzier
Selbst den Rettungsweg gefunden. —
Armer Staub, sei Frieden dir!

Keine Inschrift sagt, wes Schlummer
Staub dem Staub hier wiedergibt,
Ob verratner Liebe Kummer,
Andres Herzweh hier zerstiebt.
Doch wenn Mondenglanz umhüllt
Bleich das Grab der Namenlosen,
Scheint's, als schweb' ein Schatten mild
Aus den blassen Dornenrosen,
Wie ein trauernd Mädchenbild.

Ich trug's.

Ich trug es, Herr! Du sahest mich;
Ich trug es stumm und stolz so lange;
Ist's nicht genug? Ich rufe dich,
Herr, lös' mich ab vom schweren Gange!

Ich trug es still und stöhnte kaum,
Wenn mich die Fesseln blutig rieben,
Ging liebeleer und hatte Raum
Im Herzen, eine Welt zu lieben.

Ich hab' gerungen und entsagt,
In Wüstenglut hab' ich geschmachtet;
Nun aber ahn' ich, daß es tagt,
Zu lange schon hat es genachtet.

Es zuckt im Ost, o Herr der Lieb',
Es wetterleuchtet mir im Herzen;
Was du mir zeigst, o gib es, gib!
O, laß das Glück nicht mit mir scherzen!

Karl Beck.

Geboren am 1. Mai 1817 zu Baja, Ungarn, gestorben am 10. April 1879 in Wien. Von seinen Gedichtsammlungen existieren: Gesammelte Gedichte. L. H. Bösenberg, Leipzig. Nächte. Bösenberg, Leipzig. „Der fahrende Poet". „Stille Lieder". Ebenda. Vergriffen und fast gänzlich vergessen ist sein in der Handlung schwacher, in einzelnen Gedichten hinreißend schöner Versroman „Janko, der ungarische Roßhirt". 1841. Leipzig, H. L. Bösenberg.

Aus: Janko.

I.

Es lugen in die Runde
Die schneeig weißen Hunde,
Tief knurrend, wenn ein Fohlen
Die Heide wild zerstampft.
Sie lagern bei den Pferden,
Die Hirten auf der Erden,
Sie starren in die Kohlen,
Ihr rotes Pfeifchen dampft.

Ihr bestes Halsgeschmeide:
Ein schwarzer Flor von Seide;
Das Fähnlein junger Minne:
Ein Röslein schmückt den Hut —
Den Hut mit breitem Rande,
Ihr Schirm beim Sonnenbrande,
Dem Regen eine Rinne,
Ihr Becher an der Flut.

Das rauche Fell der Schafe
Ihr Zelt, ihr Pfühl im Schlafe,

Ihr Mantel, wenn zur Heide
Der Regen niederrauscht.
So ruhn sie, in der Rechten
Der Geißel lange Flechten,
Viel Monden auf der Weide,
Ihr Hemde weit gebauscht.

Die langen Peitschen gellen,
Die weißen Hunde bellen,
Die freien Hengste jagen
Laut wiehernd durch das Feld.
Und sie — die Streitaxt schwingend,
Hochrote Schlachten singend,
Die Zriny einst geschlagen
Und Soliman, der Held.

II.

Heide, dehne dich nicht so sehr!
Tummle dich, Rößlein, tummle dich mehr!
Zu den Hirtenfeuern dort
Trage den Janko, trag' ihn fort!
Zu dem Hochzeitsreigen sein
Lädt er die Gefährten ein.

Wettet der Reiter mit dem Aar,
Fliegt ihm die Seele, fliegt sein Haar!

Reckt sich und streckt sich der Rappe wild,
Mißt mit flammendem Aug' das Gefild,
Preßt sich bis an den Boden fast,
Schnellt sich empor in wirbelnder Hast
Greift aus mit Sturmesbraus,
Rottet die Gräser aus,
Rollen die Schollen. —
Hui, wie der Staub, vom Schlaf erweckt,
Taumelnd die hundert Arme reckt!
Jage hindurch, du schnaubend Tier,
Laß rudern, laß scharren die schaffenden Vier!
Schaurig zum wetternden, würfelnden Huf
Gellt des Reiters Hussaruf —
Segelt das Roß, geschwind,
Schaukeln und peitschen die Mähnen im Wind —
Schaum und Schweiß
Sprudeln heiß —
Rudern und scharren die schaffenden Vier —
Raucht das ganze Tier —
Hui, wie's jagt im wilden Trott,
Das ist ein ungrisch Roß — bei Gott! —
Zügellos, bügellos sprengt es weiter,
Schnaubt und keucht und hält und ruht. —
Zu den Gefährten an der Glut
Setzt es den lang — auf — atmenden Reiter.

III.

Am Eisenkessel nagt nicht mehr
Die Glut mit ihrem goldnen Zahn;
Der West: das Wünschelrutchen der Nacht,
Es späht umsonst nach dem blinkenden Flämmchen;
Die Hirten ritten zu Spiel und Tanz;
Und stehend schlummern
Die wilden Rosse, Haupt an Haupt.

Und in die volle Mannheit tritt
Der Mond, der bleiche Waisenknabe,
Beschaut mit lüsternen Blicken
Das braune Zigeunerweib: die Heide,
Die unter des Himmels keuschem Blau
Die nackten Glieder dehnt,
Ins wehende Haar
Den Farnkräuterkranz gewunden.

IV.

Der braune Spielmann geigt,
Wie wenn die Windsbraut weht!
Wie sich die Dirne neigt!
Wie stolz der Tänzer steht!

Schüttelt mächtig seine Mähne,
Wirft und fängt und rückt den Hut,
Zeigt den blanken Schmuck der Zähne
In der Wollust stiller Wut.
Schnalzt ein Liedlein mit der Zunge,
Klatscht beseligt in die Hand,
Und zu kühn gewagtem Sprunge
Fliegt sein bauschiges Gewand.

Die Flechten, buntbebändert,
Den schönen Nacken schlagend;
Das Antlitz keusch beleuchtet
Von einem goldnen Traum —
Am Busen Rosenknospen,
Die Arme, ausgebreitet,
So steht sie, süß verlockend,
Ein holder Weihnachtsbaum.

Rasch von der Zehe springt
Er auf den Fersenball,
Springt rück und vor beschwingt
Im dumpfen Würfelfall.

Preßt sich nieder, kreiselt klirrend
Seines Sporns gezacktes Rad,
Auf dann in die Lüfte schwirrend
Ragt er wie die Eiche grad.

Wirft die Beine rechts behende,
Schleudert sie zur Linken dann,
Schlägt die Hand an seine Lende,
Streicht den Bart der heiße Mann.

Sie flieht, daß er sie hasche,
Dann zürnt die lose Kleine,
Sie lockt, sie neckt, sie suchet
Erquickenden Verdruß.
Sie wieget sich, sie schwanket:
Wie in des Glases Welle,
Ein buntes Lichtchen tragend,
Das leichte Haus der Nuß.

Der Spielmann zagt so sehr,
Daß man sein Haar zerrauft,
Wenn jetzt nicht tief und schwer
Sein Dudelsäcklein schnauft.

Wie der Tänzer mächtig starret
In des Reigens Saus und Braus
Gleich dem Rosse stampft er, scharret,
Gleich dem Rosse schlägt er aus.
Ha, wie schrill die Sporen splittern,
Wenn die Diele donnernd kracht,
Hoch am Sims die Gläser zittern,
Ha, wie seine Seele lacht!

Sie kann nicht stürmisch brausen,
Sie ist ja nicht die Welle,
Sie ist ja nur die Perle
Im krausen Wellenspiel;

Sie gleicht ja nicht dem Pfeile,
Der zischend kommt geflogen,
Sie ist ja nur das Opfer,
Sie ist ja nur das Ziel.

„Du braune Maid bist mein,"
Das Horn zur Geige spricht —
„Ja, dein, ja, dein allein,
Doch, o, verdirb mich nicht!"

Lehnst das Haupt zurück, du Wilder?
Träumespinnend weißt du kaum,
Daß dein Fuß so kühne Bilder
Zeichnet in des Saales Raum?
Adler, fort ist deine Taube,
Wirf dich, schwing dich, jage drauf!
Ha, nun hast du sie zum Raube,
Wirble dich, schnelle dich mit ihr auf!

Da weht's in ihrem Hauche
Wie eine warme Bitte,
Da schaut aus ihren Augen
Ein wundertätig Ach!

So flattre friedlich weiter
In deinem weißen Fähnchen,
Er geht allein, — und blicket
Dir lang und traurig nach.

Wie? wenn er wieder wild
Den süßen Leib umfängt?
Wie? wenn sie wieder mild
An seinem Auge hängt?

Faßt sie, hebt sie, trägt sie lüstern,
Dreht sie mit des Sturmes Braus,
Küßt sie zu verbuhltem Flüstern
Saugt ihr halb das Leben aus.
Ha, wie sie von dannen stieben
Und sich suchen und sich drehn,
Um sich wonniger zu lieben
Und im Taumel zu vergehn!

Sie ruht in seinen Armen,
Gestorben, auferstanden,
Von ihren Lippen perlet
Ein warmer, süßer Schaum:
Gelöst die langen Flechten,
Die Arme niederhangend,
So steht sie, schlummertrunken,
Ein Trauerweidenbaum!

V.

Sorgenvolle, wetterschwüle
Mädchenstirne, geh' zur Ruh;
Lieblich weht des Abends Kühle,
Werde kühl auch du!
Träume, daß der Hauch der Nacht
Dir ein Palmenblatt gebracht, —
Träume, geh' zur Ruh'.

Laß dein Hangen, laß dein Bangen,
Irrend Auge, schließ dich zu.
Sieh, der Tag ist schlafen gangen,
Schlafen geh' auch du!
O, das süß erlebte Glück
Spiegelt dir ein Traum zurück, —
Schließ dich, geh' zur Ruh'!

———

Juliane Déry.

Gestorben in Berlin 1900 durch einen Sprung aus dem Fenster.

Ihr Todesgedicht „Todesritt“ fand man, frisch niedergeschrieben, auf ihrem Schreibtisch.

Todesritt.

Fort, fort über die Erde
Mit weitflatternden Banden!
Zehntausend wilde Pferde
Ritt ich bereits zuschanden.
Bricht mir das Roß zusammen,
Ein anderes bestiegen!
Auf, auf! In hellen Flammen
Will meine Sehnsucht fliegen.

Als tanzten Ozeane,
Als würden Berge munter,
Jauchzten und schrien Orkane,
So geht es drüber, drunter,
In schwindelnde Weiten — — —

Da starrt die schwarze Pforte,
Durch die es gilt zu reiten
Schrill tönen mir die Worte:
Runter, mein Reiterfant!
Hast dich ja, meiner Treu,
Schön in dein End' gerannt!
Nun ist's mit uns vorbei! —

Verlass' ich auch die Erde,
Nicht steig' ich aus dem Bügel,
Ich bleibe hübsch zu Pferde,
Herr, laß mir meine Flügel!
Ich kann nicht stille stehn,
Ich armer, toter Reiter!
Ach, nicht einmal vergehn!
Vorwärts denn, weiter, weiter,
Heijahü! Rößlein flieh!
Daß laut die Hufe schallen!
Heijahü! Rößlein sprich,

Daß Welten widerhallen!
Im Flug dahingebraust,
Durch alle Ewigkeiten,
Und durch die Hölle gesaust —
Ich muß ja reiten, reiten!

Ernst Eckstein.

Geboren am 6. Februar 1845 zu Gießen, gestorben am 18. November 1900 in Dresden.

Die „Silberpappeln der Persephone“ waren das letzte Gedicht des allbekannten und bedeutenden Lyrikers.

Abschiedsklänge.

Silberpappeln der Persephone,
Ach, wie rauscht ihr bang' in meine Träume!
Hades, deine lichtlos öden Räume
Schrecken tief mit Kummer mich und Weh.

Was die Jugend hoffnungsfroh genoß,
Schwebt als Schatten zitternd mir vorüber.
Auf mein Leben streut nun trüb' und trüber
Grabesblüten der Asphodelos.

Göttin, komm', erbarm' dich meiner Not!
Führe fromm das Trauerspiel zum Schlusse.
Beug' dich sanft im letzten linden Kusse
Und befrei' mich liebevoll im Tod!

Ludwig Jacobowski.

Geboren am 21. Januar 1868 zu Strelno (Posen), gestorben am 2. Dezember 1900.

Sein letztes Gedicht ist in seiner Sammlung „Leuchtende Tage“, Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin (Dritte Auflage 1905), nicht enthalten.

Ich hab' einen Brief von ihrer Hand,
Den geb' ich nicht her um ein reiches Land,
So schwer ist seine Seele und sein Segen.

Strecke ich einst meine Ellbogen aus,
Ich stoß' mich sonst in dem Bretterhaus,
Sollt ihr ihn mir über die Augen legen.

Wie bitter ist so ein dunkles Grab!
Kein Röslein und Schwälblein plaudert hinab,
Sie fürchten die stillen Räume.

Ich aber schlaf' zufrieden ein,
Meine Augen werden voll Tränen sein,
Und voll von dir meine Träume.

Eduard Heyck

Dr. phil., Professor, lebt in Berlin-Zehlendorf, geboren in Doberan am 30. Mai 1862.

Der als Historiker und Kunsthistoriker hochangesehene, überaus feine und machtvolle Prosaiker ist auch ein Poet von echter Art. Sein edler Liederzyklus „Novelle“, aus dem einige ausgewählte Stücke hier folgen, erschien 1903 an bescheidener, fast versteckter Stelle, der „Deutschen Heimat“, die Georg Heinrich Meyer damals verlegte. Die genial-schönen Verse haben wohl jedem, der sie damals las, unvergänglichen Eindruck gemacht. Sie sollen und dürfen nicht vergessen werden.

Wie sind aus dem Trug so jäh wir erwacht!
Zerbrochen der Trotz vor der siegenden Macht —
Nun schwebt zwischen uns der Liebe Wort,
Nun birg dich nicht fort
Und gib, die du duldest, die Liebe!

Sei mein und wag' es mit reifem Mut!
Ich trage im Herzen die himmlische Glut,
Ich trage des Glückes unendlichen Born
Und des Herzens Zorn
Und heißes Begehren nach Liebe.

O lehne dein Haupt an meine Brust,
Wir flüstern und kosen in seliger Lust,
Ich küss' deine Lippen und neig' mich zum Ohr
Und haste hervor
Berauschende Worte der Liebe.
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Hebt sich der Mond zur kalten Nacht
Von fernen Bergen auf,
Und zittert in der Silberpracht
Des Flusses stiller Lauf,

Dann wach' ich in der Einsamkeit
Und suche keine Ruh,
Das ist des Herzens Märchenzeit,
Ich weiß, jetzt wachst auch du.

Leis' atmet die Tyrrhenerflut
Am Garten fern von hier,
Durch die Zypressen scheint der Mond
Ins lichte Antlitz dir,

Und wie ich hier, gehst du herum
Und bist wie eine Braut,
Und auch um dich ist's märchenstumm
Und nur dein Herz pocht laut.

Das ist die Frist, wo ich bei dir:
Seit jener Nacht voll Leid
Gehörst du in den Nächten mir
Trotz Raum und Welt und Zeit;

Daß ich dich an mein Herz gepreßt,
Wie Sage liegt's zurück —
Ein einsam Sehnen blieb der Rest
Von unserm zagen Glück.

Falle nur, Schnee, ich brauch deine Decke,
Daß sie, was lebt, was hofft, verstecke.
Fehlt das Verzichten, kommt Sehnen und Dichten,
Will man nicht dulden, wird Raum für Verschulden,
Besser du wirfst dein kaltes Tuch
Auf diese Liebe, auf ihren Fluch.

Trümmer und Leere mit weißem Feld hüllst du,
Heiße Verzweiflung mit Leichenhand kühlst du;
Laß auch das Bangen in Nichtmehrverlangen,
Der Seele Vibrieren in Starrheit erfrieren —
Falle, falle, breite dein Tuch
Auf diese Liebe und ihren Fluch.

Sonne, scheine nicht so golden
Drunten aus dem Tal herauf,
Im Versehnen nach der Holden
Schmerzt dein greller Strahlenlauf.

Amseln, euer Sang ertötet
All mein bißchen Mut in Gram,
Denn so habt ihr auch geflötet,
Wenn ich einstens von ihr kam.

Welt, in deiner Frühlingsschöne
Bist mir nur Vergangenheit,
Alle deine Zaubertöne
Wecken tote Seligkeit.

Weltvergessend, weltverfluchend
Seh' ich nahn und gehn den Tag,
Jede Ammenkunst versuchend,
Ob ich nicht genesen mag.

Prassle Regen, Sturmwind brause,
Euch gehören will allein,
Schreiten stumm im Wettersause
In das dunkle Land hinein;

Sturm, mit deinem rauhen Flügel,
Wie du flatternd jagst die Kräh'n
Und die Büsche zaus'st am Hügel,
Woll' auch mich doch müde wehn!

Nun ist's so weit — ich brauch ein Ende,
Nicht diesen tatenlosen Gram.
Ich hofft umsonst, zu überwinden,
Seit dich der Herbsttag von mir nahm.

Hier klebt mein Leid an jeder Scholle,
Vielleicht — es bleibt, indem ich geh!
Nicht dieses Nah- und doch Getrenntsein —
Ich gehe fort, weit über See.

Sonst schrieb ich dir die langen Briefe,
Heut' frag' ich nur das eine Wort.
War's deine Liebe, gehst du mit mir;
Fehlt dir der Mut, so laß mich fort!

Zum letztenmal erdröhnt der Pfiff
Und plötzlich erbebt das gewaltige Schiff,
Die Schraube beginnt ihr tosendes Drehn
Und löst uns vom Quai, wo die Tücher wehn.

Was schneidet es denn in die Seele so wild,
Daß uns allein kein Abschied gilt?
Wir konnten doch nur ungesehn
Mit unserem Glück von dannen gehn.

Schon gleitet das Schiff durch die Molen sacht
Und herrlicher breitet sich Genuas Pracht;
Du stehst für dich, ein Blick so bang
Schweift über die Küste nach Pegli entlang.

Irene, o, denk's nicht, an mich lehne an,
Ich bin nun dein Kind und dein schützender Mann.
Wir beide sind nur noch beinander zu Haus,
Lehn' an deine Wange und weine dich aus.

Noch einmal tretet ihr dem scheuen Blick so nah
Im Mittagsdunst, Europa, Afrika,
Und ein Kanonenschuß, der von Gibraltar fällt,
Grollt uns das Abschiedswort der alten Welt.

Goldfunkelnde Strahlen erglänzen im Meer,
Delphine und Flugfische spielen umher,
Viel hundert von Meilen liegt alles zurück
Und sonniger Ozean trägt unser Glück.

Von müßigen Reisenden drängt sich das Deck;
Ich führe dich sanft; dort unten vom Eck
Erlauscht ich das Lied, man sang's im Verein,
Vom Scheiden und Wandern und funkelnden Wein.

Landsleute sind es, aus steirischem Land,
Sie ziehen wie wir zum Laplatastrand,
Der Bursch greift die Zither, und spielt er nur sacht,
So schwillt doch die Weise mit stürmender Macht.

Du nickst wie im Traum in die Verse hinein —
Da jubelt der Bursch, die Mädchen fallen ein:
„Und Liebe sie folgt ihm, sie geht ihm zur Hand,
So wird ihm zur Heimat das ferneste Land."

Uns fehlt nichts mehr zum schönsten Erdenglück,
Nie wollten je wir in die Welt zurück.
Aus Stein gebaut liegt unser Haus am See
Und meilenfern der Menschheit Hast und Weh.

Dein froher Mund ruft mir den Morgen zu
Und lächelnd küßt er abends mich zur Ruh.
Nie war wer seliger, als ich es bin,
Und keine mehr geliebt, du Königin!

Vom Fischfang heim kehrt unser kleines Boot
Und schleppt den Kasten nach mit seiner Beute.
So schenkt die neue Heimat alles uns
Mit voller Gabe statt für karges Heute.

Wie fährt sich leicht und sanft umkühlt dahin
Voraus dem Winde und der Sommersonne!
Du beugst dich hintenüber von der Bank
Und schaust mich an mit heimlich süßer Wonne.

Und heiß umschlingend zieh ich dich zu mir —
Schwer taucht der Steuersitz ins Wasser nieder —
Auf meinen Knien und an meiner Brust
Halt ich die Sinnenschönheit deiner Glieder.

Was wurdest du, mein Lieb, so plötzlich blaß,
Als ich mit dir in unserm Dante las?
Ein Flehen aus den Augen sprach: bleib hier!
Und stumm hinwankend gingst du aus der Tür.

Da fiel mein Blick im Buch auf das, was kam,
Und jählings glühte deine keusche Scham
Auch mir in Aug' und Wangen brennend heiß —
Von draußen hörte ich dich weinen leis.

Wir beide sind es, die der Dichter sah,
Und ihr Geschick ist auch das unsre ja.
Sie sind beisammen, doch sie büßen's nie,
Drum weinst du ob Francesca Rimini.

Heut' um die heiße, müde Mittagsstunde
Kam sie, doch wich vor meinem Arm zurück.
So herbe zuckt' es an dem lieben Munde
Und so verzweifelt war des Auges Blick.

Sie sprach: Noch ist es hier so lieb und gut.
Doch gäb' ich alles, wär' es nie geschehn.
Vergebens zwang ich's in der Seele Grund —
Und drum, wir müssen voneinander gehn.

Und wie im Aug' die irre Frage zittert',
Nahm ich sie in den Arm, noch ohne Kuß,
Da ging ein Krampf von Schluchzen durch die Glieder.
Und heiß in Tränen löst' sich ihr Entschluß.

Ich streift' besorgt umher nicht lang nach jenem
Tage
Und suchte Zuversicht in unsrer Schicksalsfrage.
Als auf der stillen Flur der letzte Schein ver-
glommen,
Kam ich zu Abend heim, in Mut auf ihr Will-
kommen.

Da lag auf unserm Tisch ein Blatt mit ihren
Zügen.
Ich riß es auf und las im bangen Überfliegen:
„Leb' wohl, mein Hans, du guter, lieber, lieber
Hans,
Leb' wohl! und such' mich nicht."

Leb' wohl, geliebtes kleines Haus am See!
Wir hatten allzu schönen Anfang hier.
Ich bin nun ganz allein, jetzt erst allein,
Und ich ertrüg's nicht, blieb ich noch bei dir.

Verfall' denn still, in Schatten überrankt —
Wer weiß, du kannst ja Menschen noch einmal
Hier sehn; ein Gaucho etwa nistet ein,
Der auch sein mitgebrachtes Weib sich stahl,

Das drum doch nichts von Eumeniden weiß
Und ob jedwede Schuld sich selber sühnt
— Dann mag ja sein, daß noch auf dir, du Grab
Von unserm Glück, ein arglos Leben grünt.

Inhalt.

Seite

Frühjahr 1909 erscheint:

Gustav Schüler

Balladen.

Durch dieses neueste Werk offenbart sich Schüler als hochbegabter Balladendichter und ringt sich durch diese ergreifenden, gewaltigen Dichtungen noch weit über die in seinem Gedichtbuche „Auf den Strömen der Welt zu den Meeren Gottes“ erreichte Höhe hinaus. Der prägnante Stil, die mannstarken Wortschöpfungen und Klangharmonien, die Schüler hier erreichte, stehen in unserer gesamten Literatur der Gegenwart beispiellos da. Wir erleben durch dieses Buch eine frohe Wiedergeburt echt deutscher Balladendichtkunst — eine Wiedergeburt, die eine bedeutende Weiterentwicklung alles bisher Geschaffenen bedeutet.